



OBERST GHADHAFI gilt in der westlichen Presse entweder als Fanatiker oder als Hanswurst. Er führte eine hupende Autokavalkade aus Libyen nach Ägypten, wo er sozusagen einen staubigen Empfang erhielt. Er hat die, wie er sie selber nennt, dritte Internationale Theorie entwickelt, welche die besten Eigenschaften des Kommunismus und des Kapitalismus verbinden soll: Sie läßt die guten Kapitalisten gelten und hält die schlechten ab. Aktiv unterstützte er die «Befreiungsbewegungen» in der ganzen Welt, einschließlich, so wird behauptet, der nordirischen. Seine Unterstützung der PLO ist außer Zweifel. Doch der Vatikan, diesbezüglich ein scharfsinnigerer und weitsichtiger Kenner als einige Politiker, hat Oberst Ghadhafi als einen «ernstzunehmenden Gesprächspartner» anerkannt und anfangs Februar eine Gruppe von fünfzehn unter der Führung von Kardinal Pignedoli zu einem «Seminar» nach Tripolis entsandt, um mit moslemischen Gelehrten in Dialog zu treten. Etwa fünfhundert «Delegierte» wurden von nah und fern zu diesem Schauspiel herbeigeschafft.

Dialog in Tripolis

Es gibt zwei Hauptgründe, warum der Dialog mit den Muslimen – der unter Gelehrten nicht neu ist – ausgerechnet zu dieser Zeit einen offiziellen Charakter bekommen sollte. Das moslemische Selbstvertrauen ist mit der Unabhängigkeit und der Macht aus dem Ölbesitz gewachsen. Auf der anderen Seite räumte das Zweite Vatikanische Konzil den Muslimen unter den Nichtchristen eine Sonderstellung ein als jenen, «die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am jüngsten Tag richten wird» (Kirche 16, vgl. auch Nichtchristliche Religionen 3). Die Begegnung in Tripolis war ein religiöses Treffen, auch wenn es gelegentlich heftig in Richtung Politik umzuschlagen drohte. Das Hauptthema hieß: Monotheisten

der Welt, vereinigt euch! Ihr habt nichts zu verlieren als eure Vorurteile. Die Eröffnungslesungen gaben den Ton für das Beste, was kommen sollte. Die Christen lasen die Bergpredigt. Ein Muslim deklamierte jenes Kapitel aus dem Koran, das Maria und der Geburt Jesu gewidmet ist. Dieser Abschnitt aus dem Koran macht es einem möglich, zugleich die Nähe und Distanz zwischen Christen und Muslim zu ermessen. Maria wird als einzige Frau im Koran geehrt, und das Jesuskind spricht nach der jungfräulichen Geburt als ein von Gott gesegneter Prophet. Aber der Passus schließt mit der typisch moslemischen Behauptung, es bestehe immer noch eine abgrundtiefe Kluft zwischen Gott und Mensch: «Allah hat sich selbst verboten, einen Sohn zu zeugen.» Die Idee einer Gottessohnschaft bleibt im Islam undenkbar, wie überhaupt jede Form von Mittlertum zwischen Mensch und Gott.

Aber selbst so werden die Christen als «die Nächststehenden zu den Gläubigen» betrachtet, und es lohnt sich, diese Wahrheit, die in den letzten vierzehn Jahrhunderten nicht gerade im Vordergrund westlichen Bewußtseins stand, zu betonen. Es besteht ein althergebrachtes Erbe von Mißtrauen und Kriegsgeist, das nicht schlagartig überwunden werden kann. Die Lehrzeit für diesen Dialog dauert lang, und es wird Rückschläge geben. So war beispielsweise das Thema des Schlußtages: Wie können wir die Vorurteile und den Mangel an Vertrauen, die uns weiterhin trennen, beseitigen? Dr. *Mohamed Laichoubi* glaubte dieses hehre Ziel dadurch zu verfolgen, indem er die Geschichte der Kreuzzüge wiederholte und dann geschwind auf die amerikanisch-zionistischen Komplotte im Libanon und die mißliche Lage der Palästinenser überleitete. Er entdeckte eine atemberaubend gerade Linie zwischen den Kreuzzügen und dem Kolonialismus: ein paradoxer Weg zur Ausräumung von Vorurteilen ...

Dr. Laichoubi stand jedoch abseits am Rande. Das wurde deutlich, als Pater *Jacques Lanfry* seine präzisen und nüch-

Islam

Oberst Ghadhafi, ein provozierender Gastgeber: Islamisch-christliches Dialog-Seminar in Tripolis – Zwischen Mißtrauen und Neuanfang – Politik nach dem Koran – Ghadhafis Sonde nach einem «christlichen Staat» – Christliche Könige, wohin seid ihr entschwinden? – Zündstoff: «Israel» und «Missionen».

Peter Hebblethwaite, Oxford

Dokument: Die 24 Resolutionen der Schlußerklärung: Trotz der zwei vom Vatikan gestrichenen Paragraphen im ganzen positiv – Ein «Fauxpas» von «Chorknaben»? – Kein Wort vom dreiseitigen (islamisch-jüdisch-christlichen) Gespräch.

Schisma

Muß der Streit um die Messe die Kirche spalten?: Die obligatorische Einführung des Meßbuchs Pauls VI. wird Anlaß zum erklärten «Widerstand» und Boykott – Siebel, Lefebvre und ihre Anhänger in der Schweiz – Vorwürfe gegen die «neue Messe» – «Abfall von Kirche und Kreuz» – Kanonistische Spitzfindigkeiten – Der eindeutige Wille des Papstes – wie weit geht er? – Die Rechtgläubigkeit wurde überprüft – Hippolyt und die «Opferung» – Die Wandlungsworte: «für viele» (Auserwählte) oder «für alle»? – Vielfalt der Traditionsströme – Die einzig gültige Form der Messe hat es nie gegeben.

Albert Ebmeter

Afrika

Moçambique, Kirche unter den Frelimo: Ein Volk in Bewegung – Präsident Samora Machel im Stadion – Dreimal «getauft», das drittemal «endgültig» durch die Frelimo – Erste Erfolge, aber auch bereits Ernüchterung der Revolutionäre – Für die doktrinären Marxisten gibt es keinen Platz für die Religion – Von diesem Flügel stammt das neueste Anti-Kirchenpapier – Aber noch bestehen Hoffnungen auf den Einfluß Nyereres – Aber auch auf die Anpassungsfähigkeit der Kirche – Von den Einmann-Katechisten zur Gruppe von nebenberuflichen Gemeindegliedern.

Walter Bühlmann, Rom

Kirchenrecht

Kosmetik des Weiherechts?: Die Revision des Sakramentenrechts fasziniert höchstens ihre Verfasser – Bei den 51 Canones zur «Weihe» bleiben besonders viele Wünsche offen – Die Frau ausgeklammert – Seminarerziehung – Viele überflüssige Bestimmungen.

Knut Wolf, München

Philosophie

Katholische Hegel-Rezeption heute: Nach den Zeiten der Abwehr von Marx und Hegel hat die Interpretation und Rezeption begonnen – Auf dieser Linie liegt auch J. Heinrichs Studie zur «Phänomenologie des Geistes».

Jakob David

ternen Ausführungen über die in den letzten zehn Jahren verbesserten christlich-moslemischen Beziehungen schloß und um Verzeihung für die von Christen an Moslems begangenen Fehler bat, wonach drei Mitglieder der moslemischen Delegation zu ihm hinüber kamen und ihn umarmten. Einer von ihnen, Dr. Ibrahim Isadin, sagte, daß er Pater Lanfry nach dem Referat mit Tränen in den Augen angetroffen habe. Er erinnerte an einen Vers im Koran: «Ihre Augen waren mit Tränen gefüllt, als sie die Wahrheit hörten.» Die Toleranz des Islams, sagte er, wird nie geringer sein als die des Christentums.

Politik nach dem Koran

Es besteht weiterhin ein grundsätzlicher Unterschied in der Sicht der Dinge. Dies kann am deutlichsten in den politischen Einstellungen gesehen werden. Einige der Muslime erhoben den Anspruch, der Koran biete kristallklare Gesetze, wie die Gesellschaft organisiert werden sollte. Die Christen beanspruchten nichts Derartiges für die Evangelien. Diese können selbstverständlich zu politischem Engagement inspirieren, stimulieren und motivieren, aber sie können nicht ein vollständiges Programm vorschreiben. Als Pater *Anawaty O. P.* aus Kairo sagte, daß es ebenso wenig eine christliche Wirtschaftspolitik wie eine christliche Chemie gebe, äußerte ein enttäuschter Iman Bedauern über diesen Mangel. Für ihn gibt es eine dem Koran eigene Wirtschaftspolitik, und er äußerte Nostalgie nach Königen von Gottes Gnaden, die, wie er meinte, einst die Christenheit vorrangig geprägt hätten.

Viele der Änderungen, die von Christen als Fortschritt betrachtet werden, lehnen die Muslime als Rückschritt ab. Dies wurde lebhaft illustriert, als Oberst Ghadhafi persönlich am Seminar teilnahm. Zuerst setzte er sich bescheiden unter die versammelten Leute – wo Kardinal Pignedoli sich umsonst zu ihm zu gesellen versuchte –, dann bestieg er die Bühne und stellte einige heikle Fragen. Er wollte unbedingt wissen, ob der Vatikanstaat auf religiösen oder auf weltlichen Prinzipien fundiert sei. In seiner Antwort wanderte Mgr. Pietro Rossano um die sieben Hügel Roms, stieg hinunter ins Grab des hl. Petrus und gab dann schließlich zu, daß der winzige Vatikanstaat für das Papsttum zwar nicht wesentlich, dafür aber für die Wahrung seiner Unabhängigkeit sehr nützlich sei. Oberst Ghadhafi zog deshalb den Schluß, daß es keinen Staat gebe, der auf der christlichen Religion beruhe in der Weise, wie es Staaten gebe, die auf dem Islam beruhen.

Man kann sich nur schwer einen westlichen Staatschef vorstellen, der sich in einen theologischen Disput einlassen

könnte. Oberst Ghadhafi ist erst fünf- unddreißig und hat noch eine lange Theologenkarriere vor sich. Als nächstes wollte er von den gelehrten Anwesenden wissen, ob nach ihrer Meinung Religion «eine oder viele» sei. Fast war zu hören, wie diese Frage in den mittelalterlichen Hallen von Paris und Salamanca wiederholt haben muß: *Utrum religio una vel diversa sit?* Da keine klare Antwort vorgebracht wurde, erklärte Ghadhafi den Grund für seine Frage: Wenn Religion grundsätzlich *eine* ist, können wir die von der Vergangenheit übriggebliebenen Probleme lösen; wenn es aber zwei Religionen gibt, dann vermöchten wir, selbst wenn wir ein Stück weit miteinander gehen könnten, niemals *einen Staat zu gründen*. Die Vermischung von Politik und Religion ging weiter. Der Islam läßt keine Vermittler zwischen Gott und Mensch zu: Und Oberst Ghadhafi verwirft in gleicher Weise jedes System repräsentativer Regierung mit der Begründung, es stelle verderbliche Mittelsmänner zwischen Volk und Macht. Oberst Ghadhafi ist weder ein Fanatiker noch ein Hanswurst. Er ist ein moslemischer Integrist und ein wenig der Prophet.

Zündstoff: «Israel» und «Missionen»

Aber Politik von weniger theoretischer Art drang fortwährend ein. Täglich trafen Telegramme von außergewöhnlicher Länge ein, die zur Befreiung der heiligen Stätten aufriefen. Die Israeli, so stand darin, würden absichtlich die heiligen Stätten schänden, und ihren Verwüstungen würde kein Ende gesetzt, bis die «rechtmäßigen Eigentümer» des Heiligen Landes wieder zurück seien und sie übernehmen. Diese leidenschaftlich vertretenen Ansichten machten sich auch in den Schluß-«Resolutionen» bemerkbar, die in keiner Weise den Konsens des Dialogs wiedergeben. Der Versuch zu politischer Manipulation war so entsetzlich grob, daß er kontraproduktiv wurde. Obwohl einige arabische Christen in die Verurteilung Israels miteinstimmten, blieb die vatikanische Delegation ruhig und versuchte fortwährend die Diskussion zurück auf die eigentlich religiöse Ebene zu steuern, wo auch die Juden ihren Platz finden. Kardinal Pignedoli betonte dies jedesmal in seinen Voten: Wenn man sagt, daß Monothemisten etwas gemeinsam haben und in dem sind, ein Bollwerk gegen Materialismus und Säkularismus zu bilden, dann können die Juden aus dieser Sicht nicht ausgeklammert werden.

Zündstoff gab auch das Wort «Missionen». Die Frage wurde von Dr. *Ismail al-Farouqi*, einem Palästinenser und Professor im Religionsdepartement der Temple University, Philadelphia, eingebracht. Mit einer für akademische Haine

seltenen Brutalität behauptete er, daß die christlichen Missionen in unserer Generation «äußerst verdächtig und widerlich» seien, daß sie «in der ganzen moslemischen Welt stillgelegt und liquidiert» werden müßten und daß «die christliche Mission sich selbst eben auf eine andere Zeit hinauszuschieben habe». Sein Papier trug den seltsamen Titel: «Gemeinsame Grundlagen und Bereiche für Verständigung».

Die Tatsache, daß Professor al-Farouqi mit nicht geringeren Schmähungen die *Orientalisten* angriff, die die «doppelte Funktion hätten, den Islam in den Köpfen seiner Getreuen zu unterhöheln und sein Image bei den Christen schwarz zu färben», unterhöhlte ziemlich allgemein das Vertrauen in sein Urteil. Aber zum Glück hatte die vatikanische Delegation drei Bischöfe aus dem schwarzen Afrika mit dabei. Bischof *Luc Sangoré* aus Mali verschmähte es, auf die Anklagen gegen die Missionare zu antworten, und plädierte stattdessen dafür, daß drei Prinzipien angenommen werden sollten: Erstens sollte man Verdächtigungen und Vorurteile, die im Mittleren Osten ihren Ursprung haben, nicht ins Afrika südlich der Sahara importieren. Im schwarzen Afrika haben Christen und Muslime es bisher fertiggebracht, größtenteils im Frieden zu leben. Zweitens sollte man vermeiden, wie ein Papagei einfältige und gefährliche Slogans wie «Der Islam ist die Religion für die Schwarzen, während das Christentum die Religion für die Weißen ist» nachzuplappern. Und schließlich sollten die Minderheiten immer respektiert werden.

Diese Prinzipien könnten nützlicher Weise u. a. von den «Black Muslims» aus Amerika, die eine zornige Liste ihrer Beschwerden präsentierten, beherzigt werden. Obwohl Mohammed Ali sein Erscheinen verfehlte, feierte jemand anderer mit einer Ode die Tatsache, daß nun vierzehn Jahrhunderte Mißtrauen und Verdächtigung offiziell zu Ende sind. Kirche und Moschee brauchen sich von jetzt an nicht mehr mit finsternem Blick gegenseitig einzuschüchtern.

Peter Hebblethwaite, Oxford

Zur Schlußklärung

Die Schlußklärung des islamisch-christlichen Dialogs, die am Abend des 6. Februar im Kongressaal von Tripolis verlesen wurde, war wohl für die meisten der 500 Delegationsmitglieder, Beobachter und Journalisten eine Überraschung. Man erwartete eine kurze, allgemein gehaltene Erklärung. Was da aber vorgelesen wurde, war etwas ganz anderes: ein 9 Seiten langes, sehr detailliertes Konzept der Zusammenarbeit der bei-

den großen monotheistischen Religionen mit 24 Resolutionen/Empfehlungen.

Wegen des explosiven politischen Gehalts der Paragraphen 20 und 21, die über den Zionismus und über die Rechte des palästinensischen Volkes handeln¹, ist es für die Weltöffentlichkeit schwierig geworden, die Gesamtheit der Resultate dieses Kongresses zur Kenntnis zu nehmen. Das ist an und für sich

¹ Der «Fauxpas» von Tripolis wurde u.a. in der französischen Presse der politischen «Naivität» der «allzu römischen» und fast ausschließlich aus Priestern zusammengesetzten vatikanischen Expertendelegation zugeschrieben. Ein wichtiger Beobachter, Sorbonne-Professor André Mandouze, verglich sie sogar mit «Ministranten» (enfants de chœur) (Le Monde, 13. 2. 1976). Es wurde immerhin bereits in Tripolis ein gemeinsames Zusatzcommuniqué der beiden Delegationen herausgebracht. In der Materie der beiden strittigen Paragraphen, so hieß es da, sei allein der Vatikan zuständig. Dieser tat am 12. 2. 1976 mit einer knappen Erklärung auf der ersten Seite des «Osservatore Romano» seine Ablehnung kund und publizierte am folgenden Tag die gesamte Schlussklärung unter *Streichung* der beiden Paragraphen. (Red.)

Resolutionen zur islamisch-christlichen Zusammenarbeit

1. Beide Delegationen bekräftigen ihren Glauben an Gott, den Einen und Einzigen; sie empfehlen, gemeinsam darauf bedacht zu sein, daß die religiösen und sittlichen Werte vertieft werden.

2. Beide Delegationen ehren alle Propheten und Boten aller Offenbarungsreligionen. Sie verurteilen jeden Versuch, Propheten und Boten anzuschwärzen oder in Mißkredit zu bringen, weil dies dem Willen Gottes, der aussendet, widerspricht.

3. Beide Delegationen erklären, daß die Religion ihrem Wesen nach die Quelle sittlicher Verpflichtung ist und das Verhalten der einzelnen, der Gemeinschaften und der Staaten wesentlich bestimmt.

4. Ohne die Religion, welche die Menschheit auf den guten Weg und in die rechte Bahn weist, ist die Lebensgestaltung unmöglich. Daher bekräftigen beide Delegationen, daß die Religion Voraussetzung für eine gerechte Gesetzgebung ist und daß jede menschliche Gesetzgebung unvollkommen bleiben muß.

5. Beide Delegationen erklären, daß der Glaube an Gott die Pflicht in sich schließt, überall in der Welt für das Recht einzutreten und der Würde und dem Glück des Menschen zum Sieg zu verhelfen. Sie fordern alle guten Kräfte in der Welt auf, diesem Prinzip im Verhalten der einzelnen, der Gemeinschaften, der Völker und der Staaten Geltung zu verschaffen und so gegen jegliches Unrecht zu mobilisieren, damit die Würde des Menschen zum Durchbruch kommt und dessen Wohlfahrt und Freiheit sichergestellt werden.

6. Weil sie die Würde des Menschen achten, lehnen beide Delegationen jegliche Rassen- und ethnische Diskriminierung ausdrücklich ab und verurteilen sie als eine Erniedrigung des Menschen, der von Gott geehrt wird.

sehr schade, denn die «Politik» des Vatikans in diesen beiden Fragen wird durch den islamisch-christlichen Dialog in Tripolis keinen neuen Kurs erfahren.

Wenn man es sicher als unglücklich bezeichnen muß und vor allem als politisch dumm, wenn sich in der Schlussklärung des islamisch-christlichen Dialogs von Tripolis diese beiden Paragraphen befinden, so sollte man trotzdem die geistige und geistliche Bereitschaft aufbringen, die andern Paragraphen genau zu studieren und deren Ausführung, so weit das im Bereich des einzelnen und der Gemeinschaften liegt, voranzutreiben. Nachstehend findet der Leser nur die 24 Paragraphen der Schlussklärung, nicht aber die lange Einleitung, die den Kongreß vorstellt, auch nicht den kurzen Schluß, der vor allem Dankesworte enthält.

Bruno Holtz²

² Bruno Holtz war als Pressesprecher der Schweiz. Bischofskonferenz über die Nuntiatur in Bern als Beobachter eingeladen worden. Er hat uns die Resolution ins Deutsche übersetzt: es handelt sich somit um eine inoffizielle Übersetzung. (Red.)

7. Damit alle Menschen zu Wohlfahrt gelangen, bekräftigen beide Delegationen die Notwendigkeit, alle Bemühungen zu vereinheitlichen, die darauf abzielen, die Entwicklungsprogramme, die Planung, die Verteilung der Reichtümer und die internationalen Beziehungen in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen. Denn die Tatsache, daß es Millionen von Hungernden und Entrechteten auf der Welt gibt, stellt eine Schande für die Menschheit und einen Angriff auf alle religiösen Werte dar. Beide Delegationen appellieren deshalb eindringlich an alle Staaten, Institutionen und internationalen Organisationen, die sich mit Entwicklungsfragen befassen, diesem Aufruf erstrangige Bedeutung beizumessen.

8. Beide Delegationen erklären, daß die Freiheit des religiösen Glaubens und der religiösen Praxis sowie das Recht der Familie, ihre Kinder religiös zu erziehen, notwendig sind. Sie verurteilen alle Arten von Glaubensverfolgung. Sie halten Regierungen und Ideologien, die die Gläubigen verfolgen, für unmenschlich.

9. Beide Delegationen erklären, daß der Friede zur Sendung der Religion gehört. Sie trachten nach Verwirklichung des Friedens auf der Grundlage der Gerechtigkeit und des Rechts. Sie appellieren an die Länder, welche über Vernichtungswaffen verfügen, die Produktion einzustellen und sich um die Erreichung friedlicher Ziele zu bemühen, damit Glück und Wohlstand der Menschheit verwirklicht werden.

10. Beide Delegationen sind der Überzeugung, daß die Religion eine Gesamtkonzeption der Schöpfung und des Weltalls in sich schließt. Sie legen Wert darauf zu erklären, daß die Wissenschaft ein Teil der Religion ist und daß jeder wissenschaftliche Fortschritt neue Beweise für die Größe Gottes liefert, der ein vollkommenes Weltall geschaffen und nach Gesetzen und Nor-

men geordnet hat, deren Genauigkeit und wunderbarer Charakter die Wissenschaft täglich neu entdeckt. Die Wissenschaft soll immer im Dienst der Religion bleiben, deren Werte und Ideale beachten und auf den Dienst an der Menschheit hingeeordnet sein. So bietet sie Schutz gegen den Atheismus und jegliche Verirrung, denen zahlreiche Jugendliche in der Welt zum Opfer fallen; sie meinen zu Unrecht, daß die Wissenschaft im Widerspruch zur Religion stehe. Sofern die Wissenschaft den Glauben stärkt, ist sie durchaus imstande, eine Reihe von Problemen der Jugend zu lösen.

11. In Anbetracht der Rolle, die die Jugend im Aufbau der Zukunft zu spielen hat, weisen beide Delegationen auf die Notwendigkeit hin, sich der Erziehungsprogramme und -mittel in Instituten und Schulen anzunehmen, damit die religiösen Werte und sittlichen Tugenden im Zielkatalog klar genannt werden. Diese Erziehungsprogramme und -mittel sollen alles ausschließen, was den Glauben, die Moral und die Völkerverständigung beeinträchtigen könnte.

12. Beide Delegationen fördern die Übersetzung der geoffenbarten Bücher in alle Sprachen und verurteilen jeden Versuch, diese Bücher zu konfiszieren oder ihren freien Umlauf irgendwo in der Welt zu verhindern.

13. Die christliche Delegation wünscht, daß sich die islamische Seite für die Fortführung der historischen Forschung und der vertieften Interpretation des Heiligen Buches einsetze, damit dessen wirklicher und wissenschaftlicher Wert klargestellt werde.

14. Die islamische Delegation wünscht, daß die christliche Seite wirklich alles unternimmt, um die Kirche von Cordoba von der Moschee zu trennen; und zwar soll dies möglichst rasch geschehen.

15. Beide Delegationen sehen die Notwendigkeit ein, zusammen dahin zu wirken, daß Irrtümer und falsche Behauptungen über die beiden Religionen in Unterrichtsprogrammen und Lehrbüchern sowie in den Arbeiten gewisser Orientalisten und Wissenschaftler ausgemerzt werden; dies zum Zweck der Richtigstellung aufgrund der Glaubensüberzeugung in beiden Religionen. Die islamische Delegation hat das Versprechen der christlichen Seite, über alles, was in ihren Schulen über den Islam geschrieben wird, mohammedanische Ulemas zu befragen, mit Befriedigung zur Kenntnis genommen.

16. Das zivilisatorische und kulturelle Erbe gehört der ganzen Menschheit. Diese hat ein Recht darauf, dieses Erbe in wirklichkeitstreu und richtiger Weise zu erhalten. In Anbetracht des Mißtrauens, das zwischen der mohammedanischen und der christlichen Welt herrschte, bitten beide Delegationen die Universitäten sowie die Ordenshäuser und theologischen Institute, Professoren beider Religionen einzuladen.

17. Um auf eine echte Zusammenarbeit zwischen der mohammedanischen und der christlichen Welt hinzuarbeiten, empfehlen beide Delegationen, alle Versuche der Christen, Muslime von ihrem Glauben abzubringen, und umgekehrt, aufzugeben.

18. Der Libanon – er ist Muslimen und Christen gleich teuer – war zerstörerischen Kräften ausgesetzt, die Tausende von unschuldigen Opfern gefordert haben. Gewisse zerstörerische, eigenständige Elemente innerhalb wie außerhalb des Libanon haben versucht, den Konflikt als Religionskrieg zwischen Muslimen und Christen hinzustellen. Diese unrichtige Behauptung rich-

tet sich nicht nur gegen die Integrität der Muslime und Christen im Libanon, sondern zielt auch darauf hin, die ernsthaften Versuche zur Annäherung und zur Freundschaft zwischen der islamischen und der christlichen Welt zum Scheitern zu bringen. Deshalb verurteilen beide Delegationen die im Libanon wirksamen zerstörerischen Kräfte, vor allem deren Versuch, den Konflikt als Religionskrieg zu maskieren. Sie verurteilen jeden Versuch der Teilung des Libanon wie auch alles, was das tolerante Zusammenleben aller religiösen Gruppierungen im Libanon untergräbt.

19. Um die Kluft auf dem Gebiete der Wissenschaft zwischen entwickelten und Entwicklungsländern zu vermindern, stellen beide Delegationen an die UNESCO den Antrag, diese solle eine universelle Verlautbarung erarbeiten, die allen Völkern das Recht auf Erwerb der wissenschaftlichen Entwicklung, der Technologie und ihrer Methoden zuerkennt. Dieser Appell erfolgt, weil die Delegationen vom Recht aller Völker auf Fortschritt überzeugt sind. Die Verlautbarung soll von der UNO genehmigt werden. Die Länder der Dritten Welt im besonderen dürfen von diesem Recht nicht ausgeschlossen sein.

Alle Konferenzen, auf denen Fragen der Rohstoffe behandelt werden, sollen die Notwendigkeit prüfen, den Entwicklungsländern, aus denen diese Rohstoffe stammen, die Technologie und ihre Methoden zu vermitteln. Wenn dieser

Appell in die Wirklichkeit umgesetzt wird, wird der Welt ein Riß zwischen Dritter Welt und entwickelter Welt erspart bleiben.

20. Beide Delegationen betrachten die Offenbarungsreligionen mit Hochachtung. Infolgedessen unterscheiden sie zwischen Judaismus und Zionismus. Sie betrachten den letzteren als eine rassistische aggressive Bewegung, die in Palästina und im Nahen Osten ein Fremdkörper ist.

21. Die Bereitschaft, sich für Recht und Gerechtigkeit, für die Erhaltung des Friedens und für das Recht der Völker auf Selbstbestimmung einzusetzen, veranlaßt beide Delegationen, die nationalen Rechte des palästinensischen Volkes und sein Recht auf Rückkehr in seine Heimat zu behaupten. Sie erklären ferner Jerusalem als arabische Stadt, verwerfen alle Pläne zu ihrer Judaisierung, Teilung und Internationalisierung und verurteilen jede Profanation der Heiligen Stätten. Beide Delegationen verlangen die Befreiung aller Gefangenen im besetzten Palästina, vor allem der mohammedanischen Ulemas und der christlichen Ordensleute. Sie fordern außerdem die Befreiung aller besetzten Gebiete sowie die Einberufung einer Kommission, die gegen alle Versuche, die Heiligen Stätten der Muslime und Christen zu verfälschen, ermitteln und alle derartigen Versuche vor der Weltöffentlichkeit verurteilen soll.

22. Was andere kritische Situationen, zum Beispiel die Philippinen, betrifft, so sind beide Dele-

gationen gehalten, gemeinsam dahin zu wirken, daß im Geiste der Gerechtigkeit und der Unparteilichkeit eine angemessene Lösung gefunden wird.

23. Beide Delegationen haben beschlossen, eine gemeinsame ständige Kommission zu bilden, die beauftragt ist, die vorliegenden Beschlüsse und Empfehlungen in die Tat umzusetzen und alle damit zusammenhängenden Fragen zu behandeln. Diese Kommission hat auch die Aufgabe, weitere Seminare und Gespräche vorzubereiten.

24. Mit großer Hochachtung grüßen beide Delegationen seine Exzellenz Oberst Moamar Ghadhafi, den Präsidenten des Entscheidungsrates der Revolution, der Protektor dieses Seminars war und an den Diskussionen teilgenommen hat. Die Aufmerksamkeit, die er dem Dialog schenkte, hat zu dessen Erfolg beigetragen.³

³ Auf dem Hintergrund des Berichts von Peter Hebblethwaite dürfte deutlich werden, daß sowohl dem Gesagten wie dem Nichtgesagten in diesen Resolutionen ein gewisser Zufälligkeitscharakter zukommt. Bei der Absage an Bekehrungsversuche zum Beispiel ist negativ an den Proselytismus, positiv an eine «Präsenz» im Sinne de Lavigeries und de Foucaulds zu denken. «Vergessen» ging u. a. ein Paragraph über den gewünschten dreiseitigen Dialog Muslim - Christen - Juden (vgl. Orientierung 22/1975; S. 242) Red.

MUSS DER STREIT UM DIE MESSE DIE KIRCHE SPALTEN?

Soll der erste Fastensonntag, 7. März 1976, von dem ab das neue Missale Pauls VI. das obligatorische Meßbuch im deutschen Sprachraum wird, auch zum Stichtag werden, da eine kleine traditionalistische Minderheit sich von der Kirche des II. Vatikanischen Konzils abspaltet? Wird das Geheimnis der Eucharistie, das nach Augustinus «das Zeichen der Einheit und das Band der Liebe» ist, erneut zum Anlaß der Trennung? An bedrohlichen Anzeichen fehlt es in der Tat nicht. Je näher der Termin rückt, um so entschiedener stellen gewisse traditionalistische Wortführer ihre Gefolgsleute vor die Alternative: «Entweder (Rom) gehorchen mit dem Risiko, den Glauben zu verlieren, oder ungehorsam sein und den Glauben intakt bewahren; entweder gehorchen und an der Zerstörung der Kirche mitwirken, oder ungehorsam sein und an der Erhaltung und Fortsetzung der Kirche arbeiten; entweder die reformierte und liberale Kirche akzeptieren, oder seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche aufrecht erhalten» (Alt-Erzbischof *Marcel Lefebvre*).

«Zerstörung der Kirche von oben»

In einem in über 50 000 Exemplaren verbreiteten «Aufruf zum Widerstand» – ein «offener Brief» an Kardinal Höffner in Köln vom 13. Oktober 1975 – hat der Konvertit Dr. *Wigand Siebel*, von Beruf Soziologe in Saarbrücken, der nachkonziliaren Liturgiereform den Namen «katholisch» aberkannt. Die ganze Neuerung sei «Ursache des fortschreitenden Abfalls von der Kirche und vom heiligen Kreuz». «Mit katholischem Geist, der auf die Bewahrung der Tradition um der Wahrheit willen bedacht sein muß», sei sie «nicht mehr vereinbar». Es fällt das Wort «Häresie» und «Glaubensmord». Ja, was in der Kirchengeschichte «einmalig» sei: «Die Revolution kommt nicht von unten, sondern von oben». «Die Türme der Verteidigung des Glaubens werden von oben geschleift, die Schleusen des Unglaubens von oben geöffnet.» «Die Zerstörung des Glaubens ist... nicht allein Sache ein-

zelter Irrlehrer, ... sondern vielmehr eine Sache, der sich blind oder sehend die weit überwiegende Mehrzahl der bisher katholischen Bischöfe hingegeben hat.»

Solche «Zerstörung der Kirche von oben» fordert nach W. Siebel auch «besondere Formen der Verteidigung». Mit Halbheiten und Kompromissen sei heute nichts mehr zu gewinnen. Man will sich daher nicht mit «Zugeständnissen» zufrieden geben, daß beispielsweise neben dem neuen Ritus auch die alte Messe wenigstens erlaubt sei. «Wir kämpfen dafür, daß die katholische Kirche wieder katholisch wird», erklärte W. Siebel an einer Versammlung der Vereinigung katholischer Laien (VKL) in Zürich (8. 2. 1976). Es sei vollkommen klar, daß nichts anderes das Ziel der Aktion sein könne als die vollständige Zurückeroberung der Kirche, die Zurückeroberung jedes einzelnen Priesters, jedes einzelnen Gläubigen. Daher gelte es «Widerstandszentren» an jedem Ort zu bilden. Die Gläubigen werden aufgerufen:

▷ nicht an der neuen modernistischen Liturgie teilzunehmen, die eine schwere Gefahr für das Glaubensleben darstelle. Wenn es keine heilige Messe (Pius' V.) am eigenen Wohnort und in der Nähe gebe, sei es gut, den Verzicht darauf Gott aufzuopfern und statt dessen zu Hause einen Rosenkranz zu beten oder die hl. Messe nach dem Gebetbuch oder dem alten Schott mitzulesen. Die Katholiken werde man in Zukunft daran erkennen, daß sie dem Meßopfer ihrer Väter treu geblieben sind. Man solle auch an den andern veränderten sakramentalen Riten (Beicht, Krankenölung) nicht teilnehmen. Das Sakrament der Firmung sollte nur von einem Bischof angenommen werden, der es im überlieferten Ritus zu gewähren bereit ist.

▷ jede finanzielle Unterstützung aller modernistischen Einrichtungen abzulehnen. «Spätestens dann, wenn die überlieferte heilige Messe (Pius' V.) am ersten Fastensonntag verboten wird, sollte man die Kirchensteuer verweigern.»

▷ sich um die wenigen treu gebliebenen Priester zu scharen.

▷ die Kinder vom «fast überall verseuchten Religionsunterricht» abmelden (Aufruf zum Widerstand).

In einem Rundbrief der «*Sammlung glaubenstreuer Katholiken der Schweiz*» (CH-SAKA) von Ende Januar 1976 kündigt ihr Sprecher *Alfons Eisele* eine «Gottesdienstordnung» an, die orientieren werde, an welchen Orten und zu welcher Zeit regelmäßig heilige Messen (der alten Liturgie) zelebriert werden. Damit die Sakramente, ohne die keine Seelsorge möglich sei, mit Sicherheit gewährleistet seien, will sich auch die CH-SAKA «auf die vorkonziliare Liturgie» stützen. Eine eventuelle Exkommunikation durch die kirchlichen Autoritäten wäre in den Augen Siebels «ohne Rechtsgrund». Es wäre «der Höhepunkt», Gläubige zu verurteilen, weil sie gläubig bleiben wollen. (Vortrag in Zürich)

Vorwürfe gegen die «neue Messe»

Der neuen Meßliturgie werden (von W. Siebel und anderen) in *dogmatischer* Hinsicht vornehmlich zwei Dinge vorgeworfen. Sie habe zweierlei zerstört: die Opferung und die Wandlung.

Unabdingbare Vorbedingung der Wandlung von Brot und Wein sei die *Opferung*. In der neuen Liturgie würden jedoch die wesentlichen Elemente fehlen, nämlich zunächst der für die Bereitung der Opfergaben grundlegende Segen, durch den Brot und Wein für den heiligen Dienst zur Verfügung gestellt und Gott feierlich geweiht werden. Dieser Segen gehöre unaufhebbar zum christlichen Opfer und sei von Christus im Abendmahlssaal selbst *vor* der Konsekration ausgeführt worden. Weiter fehle die Bitte um Annahme der Opfergaben.

Die «*Wandlungsworte*»: «Das ist mein Leib...», «Das ist mein Blut...» innerhalb des Einsetzungsberichtes seien zunächst schon im lateinischen Originaltext in «Bruch mit der Tradition» geändert worden¹, sie seien auch noch darüber hinaus in der von den deutschsprachigen Bischöfen approbierten deutschen Fassung verfälscht worden. In der gesamten christlichen Tradition heiße es stets, daß «der Kelch des neuen und ewigen Bundes *für viele*» dargebracht werde. Die deutsche Übersetzung habe das lateinische «*pro multis*» (für viele) in «für alle» umgewandelt. Damit sei der Sinn der Wandlungsworte mit Zustimmung der Bischöfe entscheidend verkehrt worden. In dem fraglichen Satz werde die Kirche als Opfergemeinschaft angesprochen. Diese Opfergemeinschaft könne niemals alle umfassen, sondern stets nur die Auserwählten. Daher sei die Wandlung auch von dieser «durch nichts zu entschuldigenden Fälschung» in Frage gestellt.

In *kirchenrechtlicher* Hinsicht gibt es bei den einzelnen traditionalistischen Gruppierungen eine breite Spannweite der Standpunkte. Sie reichen von der Ansicht, daß das durch eine päpstliche Bulle 1570 allen Priestern verliehene Recht, die Messe nach dem von Pius V. festgelegten Ritus zu feiern, weiterhin voll in Kraft stehe und weder durch bloße *bischöfliche* Weisung (so die *Una Voce Helvetica*) noch durch die römische *Gottesdienstkongregation* (CH-SAKA) aufgehoben werden könne, bis zur Annahme, daß die Bischofskonferenzen «keineswegs das neue Meßbuch Pauls VI. als ausschließlichen Text verpflichtend machen müssen» (W. Siebel). Der von den Traditionalisten verschiedenster Couleur gern zitierte Gewährsmann des katholischen Kirchenrechtes, *Georg May*, der selber ein engagierter Gegner der neuen Meßordnung Pauls VI. ist, glaubt feststellen zu müssen, daß die neue Messe in dogmatischer Hinsicht einen Rückschritt darstellt, Glaube und Frömmigkeit des katholischen Volkes mehr gefährdet als fördert, bedenkliche pastorale Schäden heraufführt und daher dem Gemeinwohl der Kirche nicht dient, sondern ihm schadet. Die notwendige Folgerung daraus könne nur lauten: Das die neue Meßordnung einführende Gesetz ist ein «ungerechtes Gesetz». «Es besitzt

¹ Als «Änderungen», für die es «keine Begründung» gebe, bezeichnet Siebel die Ergänzung der Worte «Das ist mein Leib» und die Herausnahme des in den biblischen Einsetzungsbericht geratenen Ausrufes «Geheimnis des Glaubens». Daß die Ergänzung «der für euch dahingegeben wurde» gerade den Opfercharakter unterstreicht und somit im Sinne Siebels höchst «nützlich» für das rechte Glaubensverständnis der Messe sein könnte, ist Siebel entgangen.

aus sich keine Verbindlichkeit.» Die Verwendung des neuen Ordo Missae «ist grundsätzlich nicht verpflichtend». (Die alte und die neue Messe, 1976, S. 85 und 102.)

Der eindeutige Wille des Papstes — wie weit geht er?

Formaljuristisch besteht kein Zweifel, daß Paul VI. mit der Apostolischen Konstitution «*Missale Romanum*» vom 3. April 1969 das erneuerte römische Meßbuch gültig promulgiert und die in ihr getroffenen Bestimmungen auf den 1. Adventssonntag (30. November) 1969 in Kraft gesetzt hat. «Unsere Bestimmungen und Vorschriften», erklärte der Papst, «sollen jetzt und in Zukunft gültig und rechtskräftig sein, unter Aufhebung eventuell entgegenstehender Konstitutionen und Verordnungen Unserer Vorgänger sowie aller übrigen Anweisungen, welcher Art sie auch seien.» Gegnerischen Behauptungen gegenüber, wonach niemand, auch keine römische Behörde, die tridentinische Ordnung umstürzen könne, da Pius V. mit seiner unfehlbaren Autorität die unwandelbare Tradition bezüglich Natur, Materie und Form des Meßopfers kodifiziert und die seit den ersten Jahrhunderten überkommenen Teile endgültig festgelegt habe, solchen Übertreibungen gegenüber hält selbst *Georg May* fest:

«Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Apostolische Konstitution vom 3. April 1969 nach Wortlaut und Sinn darauf gerichtet ist, die Messe Pius' V. durch die Messe Pauls VI. zu ersetzen, d.h. die sogenannte tridentinische Messe abzuschaffen. Es handelt sich dabei um ein Gesetz, das die ganze Materie... neu ordnet (CIC c. 22). Wenn das geschieht, ist die ausdrückliche Aufhebung eines früheren Gesetzes, hier also der Bulle «*Quo primum*» Pius' V., überflüssig... Die nicht aufhörenden Versuche, den Papst als Anwalt für die Beibehaltung des sog. tridentinischen Ritus in Anspruch zu nehmen, sind illusorisch. Paul VI. steht mit seiner Autorität hinter dem neuen Ordo Missae.» (A.a.O. 49.)

Die viel Zeit erfordernde Herstellung der Übersetzungen, der Druck der Bücher, die nötige Belehrung von Priestern und Gläubigen bewogen jedoch Bischöfe und Bischofskonferenzen, die Gottesdienstkongregation zu ersuchen, den vorgesehenen Termin für die verpflichtende Einführung des neuen Ordo Missae hinauszuschieben. Die Instruktion der Gottesdienstkommission vom 20. Oktober 1969 kam diesem Wunsch nach und überließ es den Bischofskonferenzen, zu bestimmen, von wann an der geänderte Ordo Missae benützt werden müsse. Dieser Termin dürfe jedoch nicht nach dem 1. Adventssonntag 1971 liegen. In einem späteren Erlaß vom 16. Juni 1971 wurden die Bischofskonferenzen angesichts der praktischen Schwierigkeiten ermächtigt, den Termin für die Einführung der landessprachlichen Übersetzungen über den 1. Adventssonntag 1971 hinauszuziehen. Die Bischofskonferenzen und Bischöfe der *deutschsprachigen Länder* (Deutschland, Luxemburg, Österreich und Schweiz) haben die verbindliche Einführung des neuen deutschen Meßbuches auf den 1. Fastensonntag (7. März) 1976 festgelegt. Die rechtliche Lage ist also eindeutig: Am 1. Fastensonntag 1976 tritt das neue Missale Pauls VI. endgültig an die Stelle des Missale Pius' V.

Überprüfte Rechtgläubigkeit

So wenig wie die Verbindlichkeit kann die *Orthodoxie* oder Rechtgläubigkeit des Meßbuches Pauls VI. angezweifelt werden. Der Werdegang des Meßbordo verlief zum Teil recht dramatisch, berichtet der Liturgie-Wissenschaftler *J. Baumgartner*. Sehr bald regten sich Widerstände gegen die geplante Neuordnung, an der seit Anfang 1964 Fachleute aus den verschiedensten Ländern in 12 Studiengruppen arbeiteten. Schon auf der ersten Bischofssynode (1967), die über bestimmte Fragen der Meßreform beriet, fehlte es nicht an Versuchen, das Unternehmen zu blockieren. Die Angriffe richteten sich vor allem gegen die «Irrtümer einer neuen Theologie», die über die Liturgie an die Gläubigen herangetragen würden. Als selbst prominente Kardinäle sich beschwerten und massive

Einwände erhoben, veranlaßte der Papst eine sorgfältige *Überprüfung* der Orthodoxie der neuen Texte durch die *Glaubenskongregation*.

Ziel der Angriffe waren nicht so sehr die eigentlichen Gebetstexte als vielmehr die *Allgemeine Einführung* zum Missale, die mit ihren 341 Nummern die früheren Rubriken ersetzte. Rund 50 Änderungen wurden angebracht. Sie bezogen sich mehrheitlich auf den Ritus, die Rubriken und die Terminologie. An sieben Stellen berührten die Modifizierungen die in der Einführung vertretene Lehre. Ein neues Vorwort, das aus 15 Artikeln besteht und sich – entsprechend seiner apologetischen Ausrichtung – merklich vom Tenor der übrigen Nummern unterscheidet, wurde der Allgemeinen Einleitung vorangestellt.

Ungeachtet dieser «Verbesserungen» will das Gerede von der mangelnden Rechtgläubigkeit des Ordo Missae nicht verstummen, wenn es auch, bezogen auf die Weltkirche, nur winzig kleine Kreise sind. Georg May vermerkt selber mit einigem Bedauern die «relative Geringfügigkeit des Widerstrebens gegen den neuen Ordo Missae» und «die im wesentlichen einhellige und rasche Aufnahme der veränderten Messe» durch Priester und Laien. Derselbe G. May gibt aber selbst den Kritikern zu bedenken, daß es «unzutreffend» wäre, «zu behaupten, der Ordo Missae Pauls VI. sei häretisch». Der neue Ordo Missae leugne kein Dogma der Kirche (Die alte und die neue Messe, S. 75 und 85).

«Opferung» und «Wandlung»

► Gegenüber W. Siebel und seiner Kritik am *Opferungsritus* hat Kardinal *Höffner* (der Doktorvater von W. Siebel!) mit Recht darauf hingewiesen, daß der Opfer- und Hingabegedanke auch in der neuen Meßordnung keineswegs fehlt. Man muß nur die Darbringungs- und die Gabengebete des neuen Missale einmal durchgehen. Auch der Segen (mit Segensgestus) fehlt nicht. Wenn er in den neuen Texten kurz vor die Wandlung gerückt ist, so ändert dies an der Sache nichts. Denn so war es eben schon im Hochgebet des hl. Hippolyt aus Rom (um 215). Dieser älteste uns bekannte und vollständig überlieferte Meßtext liegt übrigens dem heutigen neuen Kanon II zugrunde. Siebel sucht sich der Beweisführung dadurch zu entziehen, daß er diesen Segen auf die Konsekration bezieht. Dabei führt gerade Siebel den hl. Hippolyt als Kronzeugen für die Segnung von Brot und Wein vor der eigentlichen Wandlung an (Warnung vor der neuen Liturgie, S. 13).

► Mit noch weniger stichhaltigen Gründen kann die Übersetzung der Konsekrationsworte über dem Kelch, vor allem die Stelle, daß das Blut des neuen Bundes «für euch und für alle vergossen wird», als Fälschung hingestellt werden. Der im alttestamentlichen Hebräisch ebenso wie im neutestamentlichen Griechisch versierte Neutestamentler *Joachim Jeremias* ist im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament von Kittel ausführlich der Frage nachgegangen: Was bedeutet die Aussage, daß Jesus «für viele» stirbt? Er kommt zum Schluß, daß für die Beantwortung dieser Frage eine sprachliche Eigenart des Semitischen grundlegend ist. Das hebräische Wort für «viele» kann nämlich einen *ein-schließenden* Sinn haben: die viele einzelne umfassende Gesamtheit, d.h. alle. Das gleiche gelte für das Wort «polloi» in judengriechischen Schriften.

► Die klassische Stelle im Neuen Testament ist Rö 5, 15: «Wenn durch die Übertretung des einen (Adam) die vielen gestorben sind, um wieviel mehr hat dann die Gnade Gottes und das Gnadengeschenk des einen Menschen Jesus Christus eine übergreifende Wirkung auf die vielen gehabt.» Schon Sinn und Kontext dieser Stelle bezeugen eindeutig, daß hier «die vielen» «alle» bedeutet. Alle, die von Adam abstammen, mußten sterben. Aber gleichsam zum Überfluß gibt Paulus selber die wahre Deutung, indem er drei Verse später ausdrücklich schreibt: «Wie es durch die Übertretung des einen (Adam) für alle Menschen zur Verurteilung gekommen ist, so ist durch die Rechtstat des Einen (Christus) allen Menschen die Gerechtigkeit zuteil geworden» (5, 18; ebenso Rö 5, 12 und 1 Kor 15, 22).

► Im gleichen einschließenden Sinn ist auch die Markusstelle (14, 24) im Einsetzungsbericht zu verstehen: «Das ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird.» Jesu stellvertretendes Sterben gilt für alle ohne Einschränkung. Daß diese Deutung allein die richtige ist, beweist Paulus im 2. Korintherbrief, wo er schreibt, daß der eine Christus «für alle gestorben ist» (5, 14 f.) und daß Gott durch ihn «die Welt mit sich versöhnte» (5, 19), wie es auch bei Johannes heißt: «Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.» (6, 51)

So lautet das Endergebnis der minutiösen Untersuchung von J. Jeremias: Das Neue Testament hat «die vielen» in den Aussagen über das Sühnewerk Jesu, semitischem Sprachgefühl folgend, «in ganz umfassendem Sinne verstanden. Christus stirbt für alle, für die Versöhnung der Welt.» (VI, 544).² So haben denn auch außer der deutschen Version die englische und die italienische³ Ausgabe des neuen Missale «die vielen» mit «alle» (all men; tutti) wiedergegeben.

Ein tieferes Unbehagen

In seinem Aufsatz «Kontestation der römischen Messe»⁴ wies J. Baumgartner mit Recht darauf hin, daß «das verbisene Festhalten der Traditionalistenbewegung an der Messe Pius' V. letztlich nur der Ausdruck eines tiefer sitzenden Unbehagens ist». Ein Grund ihrer Widersetzlichkeit liegt in der Tatsache begründet, daß die Traditionalisten sich von den «Progressiven» *überfahren* fühlen. Avantgardistische Gruppen und «junge Kapläne» erlaubten sich in der Liturgie große Freiheiten, ohne daß die kirchlichen Autoritäten einschritten. Ihnen dagegen verbiete man einen altehrwürdigen, von vielen heiligmäßigen Päpsten empfohlenen Ritus, durch den unsere Vorfahren beten gelernt und dank dessen sie den Glauben in schwierigen Zeiten bewahrt hätten. Ein anderer Grund, warum traditionalistische Gruppen den Widerstand gegen die Meßreform auf ihre Fahne geschrieben haben, ist in einem *un-geschichtlichen* Verständnis des Christentums zu suchen.

Jede Veränderung erscheint ihnen als Angriff auf die Substanz des Glaubens. Daher kommt die panische Angst vor Wandel und Erneuerung. Gleich wittert man Modernismus. Der Umstand, daß gegenüber der Hervorhebung des Opfers in der tridentinischen Messe neuerdings der Mahl-Charakter betont wird, wird schon als halbe oder ganze Verleugnung des Opfercharakters der Messe ausgelegt. Man bedenkt kaum, daß das Neue Testament selber nicht vom «Meßopfer», sondern vom «Herrenmahl» (1 Kor 11, 20) und vom «Brotbrechen» (Apg. 2, 42) spricht. Man beachtet nicht den langen geschichtlichen Werdeprozeß, den die Meßliturgie in den vielen Jahrhunderten genommen hat. Wer weiß z.B., daß der Opfergang der Gläubigen, das Herbeibringen der Gaben von Brot und Wein, im Abendland durch mehr als tausend Jahre ein bedeutender Teil der Meßliturgie war? Noch Gregor VII. brachte im Jahre 1078 in einer Verordnung ausdrücklich die Pflicht eines jeden Christen in Erinnerung, bei der Messe «etwas Gott darzubringen». Damals war der Opfergang bereits im Rückgang begriffen. Das von den Traditionalisten so gepriesene Missale Pius' V. erwähnt jedoch den Opfergang überhaupt nicht mehr!

Vielfalt der Traditionsströme

Vor allem müßte jede dogmatische Beurteilung der Meßliturgie die großen Traditionsströme der Kirche des Ostens und Westens, ihre Vielfältigkeit und ihren Reichtum in der Ausgestaltung berücksichtigen. Schon eine kurze Übersicht würde zeigen, daß der orthodoxe Osten bis heute – ohne daß Rom oder irgendwer die sakramentale Gültigkeit der ortho-

² Es gibt noch einen besonderen Grund, warum die Evangelisten Mt und Mk den Hebraismus «für viele» gebraucht haben. Sie lehnten sich möglichst nahe an den hebräischen Text von Jesaja 53 an, wo vom leidenden Gottesknecht geschrieben steht, daß «er sein Leben in den Tod hingab, während er die Sünden der vielen trug und für die Schuldigen eintrat» (Vers 12).

³ Die Übersetzung im französischen Missale «La multitude» bezeichnet (wie in einer Reihe von Bibelstellen) die «Menge» des (ganzen) Volkes.

⁴ Neue Zürcher Zeitung 15./16. 2. 1975 (Nr. 38).

doxen Eucharistiefeier je bezweifelt hat – neben der sog. *Anamnese*, dem rühmenden Gedächtnis der göttlichen Heilstaten Christi und seines Auftrages im Abendmahlssaal, «dieses Gedächtnis zu feiern», fast noch stärker die *Epiklese*, d.h. die Herabrufung der Gotteskraft des Geistes zur Wandlung von Brot und Wein betont und darin die eigentliche Konsekration der Gaben erblickt. Prof. H. J. Schulz, Rom, kommt in einem Vergleich der Eucharistiefeier des römischen und byzantinischen Ritus zum Schluß:

«Erstmals in der *Epiklese*, und zwar im Anschluß an die Anamnese, werden bei Hippolyt von Rom, bei allen Orientalen einschließlich der Alexandriner und auch in der Frühform des römischen Kanons... die eucharistischen Gaben als der *hic et nunc* gegenwärtige Leib und das Blut des Herrn ausgesagt.» (Catholica, 1975, S. 333)

Gerade dieser früheste uns überlieferte Meßtext Hippolyts enthält im Anschluß an Lukas 22, 19 und 1 Kor 11, 24 das Deutungswort des Brotes in seiner erweiterten Form: «Das ist mein Leib, der für euch gebrochen (hingegen) wird.» Wenn W. Siebel in dieser Erweiterung im neuen Missale schon einen «Bruch mit der Tradition» erblickt, dann liegt darin höchstens ein Bruch mit einer *jüngeren* Tradition. Der Katholizismus ist umfassender als der Katholizismus mancher Traditionalisten, die wie gebannt nur Trient sehen. «Die Norm der Väter fordert nicht nur, das zu bewahren, was die Vorfahren, die uns am nächsten stehen, überliefert haben», bemerkt Paul VI. in «Missale Romanum». «Sie schließt vielmehr ein, alle vergangenen Zeiten und alle Weisen zu begreifen und tiefer zu erwägen, in denen die Kirche ihren Glauben in den sehr verschiedenen Kulturen verdeutlichte.»

Heute weiß jeder Liturgiewissenschaftler, daß das hochgesteckte Ziel Pius' V., der Messe wieder die alte «Reinheit und Klarheit» der Väterzeit zurückzugeben, damals nur in begrenztem Ausmaß erreicht werden konnte. Man besaß im 16. Jahrhundert noch eine sehr dürftige Quellenkenntnis der frühen Jahrhunderte. Die vom Papst bestimmte Fachkommission mußte mit dem primitiven Rüstzeug jener Periode arbeiten. Den Kern der Reform bildete die alte stadtrömische Liturgie aus der Zeit Gregors VII. († 1085). Das war eine zu junge Schicht, um die alte «Reinheit und Klarheit» herstellen zu können.

Wie soll es weitergehen?

Es war überraschend und erfreulich zugleich, in welcher kurzen Zeit und in welcher Einmütigkeit Priester und Volk des lateinischen Ritus die vom II. Vatikanischen Konzil ausdrücklich gewünschte und von Paul VI. durchgeführte Erneuerung der Meßordnung angenommen haben und sie bereits über alle Kontinente hin feiern. Es kann aber nicht bestritten werden, daß es da und dort einzelne Gläubige oder kleine Gruppen gibt – darunter bekannte Konvertiten, Bewunderer des lateinischen Erbes und Freunde der Kirchenmusik –, die mit Leib und Seele an der «alten Messe» hängen. Sie haben darin ihre geistige Heimat gefunden.⁵ Soll man ihnen mit Gewalt und gleichsam von einem Tag auf den andern diese Heimat endgültig nehmen? Frühere Jahrhunderte ließen dem gottesdienstlichen Leben in den einzelnen Ländern und Kulturen nicht nur größere Freiheit, sondern ließen der Umstellung auch reichlich Zeit. Auch ein Pius V. ließ den Ordensfamilien und den Bistümern, die schon über 200 Jahre ihre eigenen wohlgeordneten liturgischen Bücher besaßen, ihre «alte

⁵ Man kann sich allerdings fragen, wie weit es im Vergleich zum lateinischen Missale Pauls VI. wirklich die wenigen sinnenfälligen Änderungen der neuen Liturgie sind, die den Leuten das Heimatgefühl nehmen. Zumal für Sänger dürfte das heutige lateinische Hochamt kaum einschneidende Unterschiede gegenüber dem alten mit sich bringen, beim Pontifikalamt (wo die Vormesse schon immer vom Altar abgelöst war) schon gar nicht. Lateinische Messen nach dem neuen Ritus werden aber – im Sinne des Pluralismus – auch von der Hierarchie begrüßt. Den größten Unterschied dürften diejenigen Gläubigen empfinden, für die die «stille» Messe das Leitbild war und die jetzt die «Gemeindemesse» als maßgebend eingesetzt sehen.

VIATOURS

Reisen aus dem Viatours-Programm 1976

41. Eucharistischer Kongreß in Philadelphia/USA

30. Juli—16. August 1976

Leitung: P. Karl Weber SJ, Zürich

Programm: New York — Philadelphia — St. Meinrad's — New Orleans. Exkursionen nach Washington, Niagara Falls, Annapolis.

Prels: Fr. 4190.—

Japan—Taiwan—Philippinen

5.—24. Juli 1976

Leitung: Dr. Erich Camenzind, Freiburg

Programm: Singapore — Manila — Taiwan (spez. Taitung) — Japan (Tokio, Morioka usw.) — Hongkong.

Prels: Fr. 5960.—

Verlangen Sie bitte Detailprogramm bei

Viatours

Habsburgerstraße 44 6002 Luzern Telefon (041) 23 56 47



Messe». Die meisten haben im Laufe der folgenden Jahrhunderte freiwillig die von Rom ergangene Meßordnung übernommen, zuletzt die westdeutschen Bistümer Köln, Trier und Münster zwischen 1850 und 1890. Mailand, Toledo und Braga (Portugal) haben bis zum Konzil ihre eigene Überlieferung festgehalten, ebenso manche Kartäuserklöster und der Dominikanerorden. Sollen gewisse Ausnahmen aus ernsthaften objektiven Gründen heute einfach nicht mehr möglich sein?

Die Instruktion der Gottesdienstkongregation vom 20. Oktober 1969 zeigte erstmals eine gewisse Rücksichtnahme auf *ältere* und *kränkliche* Priester, die von der Neuordnung am meisten «betroffen» waren. Die Bischöfe wurden ermächtigt, ihnen in der Meßfeier das bisherige römische Missale zu gestatten, jedoch nur in der Zelebration «ohne Volk». Es gab aber auch Bischöfe, wie der Erzbischof von Westminster (London), die die tridentinische Messe bei besonderen Anlässen auch «mit Volk» erlaubten. De facto fanden sich mancherorts traditionalistische Gläubige in Kirchen, Kapellen oder Privaträumen zur Feier einer tridentinischen Messe zusammen.⁶ Soll das nun in aller Form verboten sein? Will man auf Biegen und Brechen die erneuerte Liturgie durchsetzen?

Eine solche Maßnahme ist in unserer Zeit, die von einem berechtigten Pluralismus in der Kirche redet, kaum vorstellbar. Gewiß braucht es Ordnung in der Kirche. Aber selbst das Konzil von Trient, das im Kampf gegen die große Willkür der Priester bei den Riten und Gebeten der Messe es für notwendig hielt, ein für alle Weltpriester einheitliches Missale zu schaffen und sie an die gleichen Rubriken zu binden, um das

⁶ In der Schweiz gab es die Möglichkeit zur tridentinischen Messe in Basel, Baden und Zürich und an etwa zwanzig anderen Orten. Das Angebot an lateinischen Messen des neuen Ritus ist sehr viel breiter gestreut.

Volk nicht durch verschiedenartige Riten zu verwirren, veranlaßten Pius V. nicht, eine zentralistische Lösung ohne jede Ausnahme und ohne «Gnadenfrist» zu treffen. Muß es im 20. Jahrhundert unbedingt anders sein? Sollten die Bischöfe oder Bischofskonferenzen nicht die Vollmacht haben, aus eigener Verantwortung und Einsicht in die seelsorgliche Lage in bestimmten Fällen die Feier der tridentinischen Messe zu erlauben?

Schwieriger wird die ganze Sache dort, wo der Kampf um die «tridentinische Messe» nur ein Teilgefecht ist in der *erklärten*

⁷ Siehe W. Siebel, Aufruf zum Widerstand, S. 5, 6, 7; Norbert Schüler, Brief an Bischof Nestor Adam, Sitten, vom 20. Oktober 1975.

⁸ Vgl. Die Altgläubigen, Orientierung 3 (1976) S. 27 ff.

Abwehr und Verwerfung fast des *ganzen* II. Vatikanischen Konzils, wie es bei Alt-Erzbischof Marcel Lefebvre und seiner Gefolgschaft immer offener wird. Hier wird Rom und werden die Bischöfe kaum schweigend zuschauen können, allein schon deswegen, weil sie selber offen des «Abfalls» und der «Zerstörung des Glaubens»⁷ bezichtigt werden. Ob sie schließlich zum strengen Mittel der Exkommunikation greifen sollen, werden sie sich jedoch gut und reiflich überlegen müssen. Eine formelle Exkommunikation dürfte nur jene Martyrer-Psychose noch steigern, die jetzt schon einige Anhänger erfaßt hat. Der Grundsatz: «Fortiter in re, suaviter in modo» war stets eine weise Regel kirchlicher Seelsorge. Seine Befolgung hätte in der Geschichte kirchlicher Spaltungen⁸ manche endgültige Trennung vermieden. *Albert Ebnetter*

MOÇAMBIQUE: KIRCHE IN DER LÄUTERUNG

Der Verfasser des folgenden Augenzeugenberichts aus der Provinz *Zambezia* (Diözese *Quelimane*) in Moçambique ist der Generalprokurator der Kapuzinermissionen, *P. Walbert Bühlmann*. Wir haben ihn letztes Jahr im Rahmen einer ausführlichen Besprechung seines Buches «Wo der Glaube lebt» (Es kommt die dritte Kirche: Orientierung 11/1975, S. 122ff.) unsern Lesern vorgestellt. Der Bericht war bereits geschrieben, als das kämpferische *Programmpapier der Frelimo gegen die katholische Kirche* in Moçambique bekannt wurde. Für manche, die vielleicht glaubten, man müsse nur «mit der Revolution gehen», dann werde es «keinen Kulturkampf» geben, wirkt es begreiflicherweise wie ein Schock, wenn hier nicht nur die bereits von den Bischöfen akzeptierte radikale Trennung von Kirche und Staat propagiert, sondern die Zerstörung der Kirche und die Ablösung der Religion durch den Marxismus als Ziel anvisiert wird. Doch welcher Stellenwert kommt dem «Kirchenpapier» zu? Mit *P. Bühlmann*, bei dem wir zurückfragten, halten andere Beobachter der Szene (so *Helmut Ruppert* im Südwestfunk) mit ihrer Beurteilung zurück und raten, den politischen Alltag abzuwarten. Die Verfasser des Papiers habe man in der doktrinären Gruppe um den Außenminister *Marcellino de Santos* zu suchen. Noch sei aber der ideologische Machtkampf hinter den Kulissen des Regimes nicht entschieden. An seiner Spitze steht *Frelimo*-Chef *Samora Machel*, über den wir im folgenden mehr erfahren. *Die Redaktion*

Moçambique, das nach 500 Jahren portugiesischer Präsenz noch zu 80% Analphabeten hatte, wird gegenwärtig geschüttelt und geweckt, konszientisiert und dynamisiert. Die *Frelimo* (Frente de Libertação de Moçambique), die Einheitspartei, will die Etappen überspringen und in einem Minimum von Zeit die Strukturen der Unterentwicklung verändern.

Kein Wunder, wenn Moçambique radikaler vorgeht als zum Beispiel Tansania. Tansania konnte seine Unabhängigkeit ohne Gewalt und Blutvergießen erreichen und läßt darum auch seinen Sozialismus (im afrikanischen, nicht europäischen Verständnis) «wachsen». Moçambique hingegen hatte 10 Jahre für seine Unabhängigkeit zu kämpfen und wird darum jetzt auch seinen Fortschritt «erkämpfen».

Im bisher lethargischen Volk wird ein fanatischer Wille geschaffen, sich für den Fortschritt einzusetzen und alle Hindernisse zu überwinden. Sonntag vormittags kommt in Stadt und Land das Volk zusammen, und während die Fahne gehißt wird, schreit der Vorsitzende: «Es lebe die Befreiung!» Alle schreien nach mit erhobener Faust: «Es lebe die Befreiung!» Dann: «Es lebe die *Frelimo*! Es lebe die Arbeit! Es lebe die Einheit von Moçambique! Es lebe der Fortschritt! Es lebe die Gleichheit aller Menschen! Es lebe die Alphabetisierung!..» Hernach: «Nieder mit dem Kolonialismus, mit dem Imperialismus, mit der Diskriminierung, mit der Ausbeutung der Menschen durch Menschen, mit dem Tribalismus, mit der Prostitution, mit dem Alkoholismus!...»

Als Präsident *Samora Moises Machel* am 2. August 1975 im Nationalstadion seine Rede über «Die erste Offensive der Volksrepublik Moçambique» hielt und den Klassenkampf,

die Verstaatlichung der Schulen und Spitäler usw. ankündigte, begann er die Rede mit 34 «Es lebe» und 18 «Nieder mit»; das Stadion widerhallte laut von den Schreien des Volkes, das so in die nötige Stimmung versetzt wurde.

Aber man begnügt sich nicht mit Worten. Bier und jeglicher Alkoholgenuß ist verboten (es wäre viel zu sagen über Alkohol, das Krebsübel bei den armen Völkern!). Wird jemand in betrunkenem Zustand gefunden, bringt man ihn ins Umerziehungslager. Ähnlich hart geht man gegen die Prostitution vor. Der Gouverneur von Lourenço Marques wurde des Amtes enthoben, 30 *Frelimo*-Kämpfer wurden aus der Armee ausgestoßen, weil sie mit Prostituierten zu tun hatten. Beide Fälle wurden in der Presse bekanntgemacht. Daraufhin kammte man die Städte durch und brachte alle Prostituierten in Umerziehungslager, wo sie ihre Würde entdecken sollen, um schließlich wieder als vollwertige Glieder in die Gesellschaft zurückzukehren.

Überall längs der Straßen habe ich Alphabetisierungszentren gesehen, vom Volk erbaute Hütten, wo nachmittags die Erwachsenen nicht nur sprachlich, sondern vor allem politisch alphabetisiert werden: sie erhalten die Grundkenntnisse der Hygiene, der neuen Landwirtschaft, vor allem wird das Bewußtsein geschaffen, daß sie mit eigener Anstrengung den unwürdigen Zustand der Unterentwicklung überwinden können. Neben dem Familienacker muß jede Schule und jedes Quartier einen Gemeinschaftsacker haben, dessen Ertrag für die Bedürfnisse der Gemeinschaft verwendet wird. In *Quelimane* bin ich eines Nachts um 3 Uhr aufgewacht am Gesang von Frauen, die in Prozession aufs Feld außerhalb der Stadt zogen. Um 9 Uhr kehrten sie zurück, wiederum singend, die Hacke auf dem Kopf tragend. Man kann nur hoffen, daß es eine gute Regenzeit und damit eine gute Ernte gebe, damit soviel Eifer belohnt werde.

In *Quelimane* wurden je 10 und 10 Familien aufgefordert, gemeinsam an Stelle der Hütten 10 Häuser in Backsteinen und mit Blechdach zu erstellen. Viele Gruppen haben beschlossen, 11 Häuser zu bauen, das elfte für Alte und Kranke, die selber nicht mehr arbeiten können.

Ohne Neid, aber mit einer gewissen Beschämung müssen wir zugeben, daß uns diese Bewegungen maoistischer Inspiration in der Technik der Sensibilisierung weit überlegen sind und daß sie das Volk, das wir so «gottergeben» hielten, zu einem neuen Selbstbewußtsein und zu harter Arbeit bringen.

Selbstverständlich kann auch die *Frelimo* keine Wunder wirken. Nach der Euphorie und den Hoffnungen der ersten Monate nach der Unabhängigkeit (am 25. Juni 1975) kehrt schnell die Erfahrung der Müdigkeit, der Enttäuschung zurück, sogar das Heimweh nach der Vergangenheit mit weniger Arbeit und mehr Freiheit – und dem Bier! Aber diese Art von Freiheit wird von der *Frelimo* nicht mehr gestattet: es

wäre eine Sklaverei, eine «koloniale» Mentalität, von welcher der Mensch befreit werden «muß».

Immerhin hat der Präsident von Tansania *Julius Nyerere* auf seinem Staatsbesuch anfangs September das Volk und die Führer im Nationalstadion ermahnt, nichts zu überstürzen, nicht der Ungeduld der Superrevolutionäre zu verfallen. «Wer heute eine Palme setzt, kann nicht morgen Nüsse davon essen.» Er hat nach 15 Jahren Unabhängigkeit gewisse Erfahrung!

Die Kirche wird verdemütigt

Zu lange war die Kirche in Moçambique mächtig, privilegiert, vom Staat bezahlt, darum auch dem Staat untertan. Den Seminaristen wurde damals gesagt: «Der Frelimo anhängen ist eine schwere Sünde, denn sie kommt vom Teufel.»

Heute erfolgt der Gegenschlag der siegreichen Frelimo, welche die Vergangenheit nicht einfach vergißt. Sie sagen: «Manche Missionare standen auf Seite des Volkes und der Frelimo. Sie sind unsere Freunde. Aber sie handelten damit gegen die Bischöfe. Die Kirche stand auf Seite der Regierung, des Kolonialismus, des Imperialismus. Die Kirche ist darum unser Feind.»

Bittere Worte gegen die Kirche hat in mehreren Reden Präsident Samora Machel gesprochen (er ist notabene zuerst protestantisch getauft worden; nach der 4. Schulklasse ließ er sich katholisch taufen, um weiter studieren zu können; schließlich sei er, so sagt er, von der Frelimo getauft worden, und diese Taufe allein gelte noch): «Wo war die Kirche, als wir für die Freiheit kämpften? Sie war abwesend. Nur die Frelimo war anwesend. Darum gilt jetzt nur die Frelimo ... Die Kirche hat das Volk gespalten in Katholiken und Protestanten, in Christen und Heiden. Die Frelimo eint das Volk. Darum gilt nur die Frelimo... Die Katholiken haben ihren Leib in Moçambique, ihr Haupt in Rom. Es ist ein Unsinn, einem Mann zu gehorchen, der in Rom lebt. Der Moçambikaner gehorcht nur der Frelimo...» Samora Machel hat überdies gedroht, der «religiösen Ansteckung der Kinder» (Kindertaufe) ein Ende zu setzen...

Auch hier folgten auf die Worte die Taten. Schon am andern Morgen nach jener Rede über «die erste Offensive» wurden die Schulen und Spitäler der Mission von der Frelimo besetzt. Das Geld der Kirche wurde blockiert, in der Annahme, daß viel davon aus den Schulen und Spitälern geflossen sei – was sich als absolut falsch erwies. Die kleinen Seminare wurden geschlossen, d.h. in Alphabetisierungszentren umfunktioniert, weil es Unsinn sei, schon Kinder für das zölibatäre Leben zu prädestinieren. Sonntag morgen ist bestimmt für die Versammlungen zur gemeinsamen Beratung der Probleme und zur Arbeit an gemeinnützigen Aufgaben.

Das alles wird die Tätigkeit der Kirche nicht erleichtern. Zwar wird in der Verfassung, Artikel 33, nicht bloß erlaubt, sondern jedem Bürger die Freiheit garantiert, eine Religion zu praktizieren oder keine. Aber diese Freiheit wird auch in Rußland und China garantiert. Ferner wird in Artikel 19 erklärt, die Volksrepublik Moçambique sei ein laizistischer Staat, es herrsche absolute Trennung zwischen dem Staat und den vielen religiösen Institutionen, deren Tätigkeit sich den Gesetzen des Staates anpassen müsse. Welches werden die Gesetze sein, die vielleicht schon in nächster Zukunft promulgiert werden?

Es liegt also ein gewisser Alldruck über der Kirche, und die Missionare fragen sich, ob ihre Aufenthaltsbewilligung erneuert werde, ob junge Missionare noch hineinkommen können.

Die harten Marxisten in der Frelimo, die in Tansania von den Chinesen geformt wurden – nachdem die westlichen Staaten eine Mithilfe zur Befreiung Moçambiques verweigert

hatten –, sind überzeugt, Religion sei Opium und Alienation: sie halte den Menschen an, zu beten und auf Wunder von einer höheren Welt zu warten, statt Hygiene im Haus und moderne Methoden auf dem Feld anzuwenden. Religion – sowohl afrikanische wie christliche – habe im wissenschaftlichen Weltbild keinen Platz. Wie wir überzeugt sind, das Evangelium den Menschen verkünden zu müssen, so sind sie überzeugt, die Menschen von der religiösen Struktur befreien zu müssen. Jedoch werden sie, wahrscheinlich, ihre Ideologie nicht mit Gewalt auferlegen. Sie lassen die jetzigen Christen weiterleben – 18% der Bevölkerung sind katholisch – in der Hoffnung, daß die kommende Generation nicht mehr religiös sein werde.

In dieser Hoffnung könnten sie sich freilich täuschen, wie die Erfahrung in den Ost-Ländern zeigt. Der Mensch kann nie über seinen eigenen Schatten springen. Er ist schließlich nicht bloß ein ökonomisches Wesen, sondern im Tiefsten ein religiöses Wesen, mit der ständigen Frage nach einem Sinn des Lebens, mit transzendentalen Aspirationen und darum offen für eine Botschaft der Hoffnung und eines endgültigen Heiles.

Ich sehe darum die Zukunft der Kirche in Moçambique nicht so düster. Ohne Zweifel wird sie ihre Initiativen in der Öffentlichkeit an die Frelimo abtreten müssen. Die Kirche als Macht wird abgebaut werden, aber es wird Raum bleiben für die Kirche als Ferment, als Licht. Um so mehr als eine schöne Anzahl guter Katholiken an hohen Posten der Frelimo stehen. Um so mehr als manche Marxisten gute Beziehungen mit Missionaren haben. Der Gouverneur von Zambezia, *Bonifazio Gruweta*, damals Kommandant der Frelimo in dieser Provinz, verbrachte mit 30 seiner Offiziere den ersten Monat nach dem Sieg im Missionshaus der Kapuziner in Quelimane, weil er sich da am sichersten fühlte. Schließlich wird gewiß auch Präsident Nyerere, den man den geistlichen Vater des freien Moçambique nennen kann, seinen Einfluß geltend machen, daß nicht Dinge gegen die Würde des Menschen und das wahre Wohl des Volkes geschehen. Es ist in der Tat aufgefallen, daß nach Nyereres Staatsbesuch Samora Machel nicht mehr gegen die katholische Kirche gesprochen hat und daß er im Dezember den Apostolischen Delegaten zu sich rief, um ihn und die Missionare wegen gewisser Befürchtungen zu beruhigen.

Die Kirche wird überleben

Die Missionare der Diözese Quelimane haben schon seit Jahren die Zeichen der Zeit erkannt, ihre Pastoral umstrukturiert und den Hauptakzent von der Kinderseelsorge auf die Erwachsenen-seelsorge und die Ortsgemeinden verlegt.

Sie hatten schon vor dem Umschwung den Religionsunterricht von der Schule gelöst, um zu merken zu geben, daß Religion nicht im Anhänger des portugiesischen Systems fahre. Dann entwickelten sie die Idee der Ämter und ersetzten den Einmann-Katechisten, der vom Bischof, letztlich vom Staat bezahlt war und nicht selten den kleinen König in der Gemeinde spielte, durch eine Gruppe von «Presbytern», die verantwortlich sind je für den Gesang, die Lesung des Evangeliums, die Austeilung der Kommunion, den Unterricht der Katechumenen, den Besuch der Kranken sowie für die Versöhnung der zerstrittenen Familien. Diese Ämter werden nicht mehr als bezahlter Beruf, sondern als Berufung betrachtet. Diese Gemeinden – jede Station hat deren 20 bis 50 – versammeln sich jeden Sonntag und verbringen 2 bis 4 Stunden mit Gesang, Gebet, Anhören des Wortes Gottes, Dialogpredigt. Der Priester kommt vielleicht einmal jeden zweiten oder dritten Monat vorbei. Ich habe einer solchen Versammlung beigewohnt. Sie dauerte, zugleich mit der Taufe von 30 Kindern, gut drei Stunden. Das war wahrhaftig eine «Feier», nicht bloß Erfüllung eines Gebotes, es war

Erfahrung der «Kirche», Volk Gottes, versammelt um Christus, auf dem Weg nach dem Gelobten Land. Solche Kirche wird überleben, selbst im schlimmsten Fall, daß die Missionare ausgewiesen würden. In solcher Kirche wachsen die Kinder und Jugendlichen in der Gemeinschaft des Glaubens auf, was viel wichtiger ist als ein – oft theoretischer – Unterricht in der Schule.

Solche Gemeinden sind auch missionarisch, d.h. anziehend, ausstrahlend. Viele Christen laden ihre Freunde, Verwandten, Nachbarn zur Sonntagsversammlung ein, und wenn diese sehen, wie schön das ist, «rufen sie aus: Gott ist wahrhaft in eurer Mitte» (vgl. 1 Kor 14, 25) und schließen sich der Gemeinde an. Das ist spontane Ausbreitung des Christentums. Ich las in Milange, einer Station mit 65 Außenposten, die Statistik des Jahres 1974: es gab da 601 Kindertaufen und 676 Taufen von Erwachsenen, praktisch alle von der Gemeinde gewonnen, vorbereitet und dann dem Priester für die Sakramente vorgestellt.

In diesen Sonntagsversammlungen, konfrontiert mit dem Wort des Herrn und mit dem Herrn selber, der sich hingab für die andern, bereiten sich die Christen auch auf die «politischen Tugenden» vor, d.h. es geht ihnen nicht mehr nur darum, die eigene Seele zu retten, sondern Einfluß auf das öffentliche Leben zu nehmen, Animatoren in der gemeinsamen Anstrengung für eine bessere Zukunft zu werden. Die Christen müßten ja auch in einem laizistischen Staat die besten Bürger sein und den Beweis liefern, daß Religion nicht Opium ist, was leider weder der Zar im vorkommunistischen Rußland, noch der Negus im vorrevolutionären Äthiopien, noch die Portugiesen in Moçambique getan haben.

Ausgehend von der Tatsache, daß die Kirche heute in einer ganzen Reihe von afrikanischen Staaten einem sozialistischen Regime gegenüber steht (Äthiopien, Somalia, Tansania, Sambia, Madagaskar, Moçambique, Angola, Kongo-Brazzaville, Benin, Guinea-Bissau, Mali, Guinea, Kap Verde), suchten wir in einer Versammlung mit 70 Missionaren die entsprechende Haltung zu finden, diese Anstrengung ganzer Völker für eine bessere Zukunft als gottgewollt zu erkennen, da Jahwe der Gott der Geschichte ist, durch die Inkarnation seines Sohnes sogar der Gott in der Geschichte geworden ist, der es mit allen Menschen gut meint und ihr Wohl will. In dieser Optik drücken manche jener «Es lebe!» und «Nieder mit» zutiefst christliche Anliegen aus, und soweit können und sollen wir uns mit ihnen identifizieren. Nur so kann man auch im richtigen Augenblick in gewissen Punkten die nötigen Reserven anbringen, sogar einen prophetischen Protest erlassen, falls die Gerechtigkeit und die Menschenrechte verachtet werden sollten.

Bei all dieser positiven Schau wissen wir freilich, daß die Wirklichkeit immer hinter dem Ideal zurückbleibt. Wie wir unter der Kirche leiden, die wir doch so sehr lieben, so leidet auch der Revolutionär unter der Revolution, die nie vollkommen sein wird. Wir haben diese Spannung durchzutragen und zu hoffen gegen alle Hoffnung.

Pädagogische Hochschule Berlin

sucht zum 1. April 1976

1 wissenschaftlichen Assistenten

— BesGr. AH 1 —

für das Lehrgebiet Katholische Theologie.

Voraussetzungen: § 54 HSchLG.

Kennziffer: 331/75

Bewerbungsfrist: 4 Wochen

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte unter Angabe der Kennziffer an die

Pädagogische Hochschule Berlin - PH I/1,

1 Berlin 48, Malteserstraße 74—100

Die Kirche in Moçambique wird jedenfalls überleben, geläutert, demütiger, ärmer, evangelischer, strahlender. – Am Internationalen Gespräch von «Pro Mundi Vita» über China, 1974, wurde gefragt: «Wann wird die Kirche nach China zurückkehren können?» Ein Experte antwortete mit einer Gegenfrage: «Wann wird die Kirche in der Lage sein, nach China zurückzukehren?» Das heißt, die Kirche wird, wenn je, nicht mehr in den alten Strukturen zurückkehren, sondern höchstens noch in der – ich möchte sagen – «moçambiquanischen» Form, als Teil des Volkes, als Botschaft, Ferment, Impuls, Hoffnung. Das ist die Aussicht und Herausforderung der Kirche in mehr und mehr Ländern. Die Kirche in Zambezia könnte darum ein Test sein für viele andere Fälle.

Walbert Bühlmann, Rom

Kosmetik am Weiberecht?

Die päpstliche Kommission zur Revision des kirchlichen Gesetzbuches hat im Februar 1975 ein «Schema» für die Neuordnung des Sakramentenrechtes der kath. Kirche vorgelegt und einer begrenzten kirchlichen Öffentlichkeit (Bischöfe, Ordensobere, kath. Universitäten u.ä.) zur Stellungnahme zugeleitet. Allem Anschein nach hat wohl kaum jemanden, der der Ehre teilhaftig wurde, zu dieser exklusiven kirchlichen Öffentlichkeit gezählt zu werden, das vorgelegte Schema sonderlich fasziniert. Da zudem eine breitere interessierte Öffentlichkeit von vornherein ausgeschlossen wurde (das Schema trägt den Vermerk «Reservatum») und diese wohl auch kaum so ohne weiteres vorausgesetzt werden darf, ist es um das Schema als Ganzes bedauerlicherweise relativ still geblieben (die Orientierung [Nr. 15/16 vom August 1975] machte eine Ausnahme, doch beschränkte sich der Artikel auf das *Eherecht*). In Fachkreisen, also bei den Kirchenrechtlern, reicht das Meinungsspektrum, soweit es bekannt wurde, von strikter Ablehnung¹ über begrenzte Zustimmung («iuxta modum») bis zur eher stillen Hinnahme angesichts der von der päpstlichen Kommission vorgezeichneten, doch wohl konservativ zu bezeichnenden Grundrichtung und der von ihr in diesem Sinne geschaffenen Fakten. Der Beifall für die Kommission hält sich mithin in Grenzen und klingt recht verhalten. Im folgenden sollen nun einige Überlegungen zu sowie Einwände gegen das vorgelegte *Weiberecht* vorgetragen werden.

Der Titel VI «De Ordine» (Über die Weihe) umfaßt die Canones 190–241 des insgesamt auf 361 Canones angelegten Schemas. Die Mängel des Schemas als Ganzes werden sogleich im einleitenden Can. 190 deutlich, der die Bedeutung der Weihen für die Kirchenstruktur umschreibt. Die Funktionen der Kleriker werden in der etwas merkwürdigen Reihenfolge: Verkündigung des Evangeliums, Betreuung (eigentlich: Regieren!) der Christgläubigen und Gottesdienstfeier aufgezählt. Man hat sich zwar in der Kommission um eine im Vergleich zur lapidaren Aussage des c. 948 des geltenden Codex Iuris Canonici (CIC)² «theologischere» Fassung bemüht; dennoch, es bleiben viele Wünsche offen, so daß für eine völlige Neuschaffung dieses Canons zu plädieren ist. Es müßte etwa die für einen Zeitgenossen ohnehin schwer erträgliche Sprache des letzten Konzils in die nüchterne und sachorientierte Sprache des Rechtes transformiert werden. Unsere Kleriker heute «weiden» nun einmal nicht – wie es das Schema in Anlehnung an die «Dogmatische Konstitution über die Kirche» des II. Vatikanischen Konzils (n. 11) ausdrückt – das «Volk Gottes», und sie verstehen sich wohl auch

¹ Ablehnung vornehmlich wegen der Grundpositionen des Schemas in seinem eherechtlichen Teil.

² «Ordo ex Christi institutione clericos a laicis in Ecclesia distinguit ad fidelium regimen et cultus divini ministerium.»

nur noch in Ausnahmefällen als Regenten über die Christgläubigen. Da aber Sprache Denkweisen enthüllt, kann man an dieser Stelle des Schemas nur erschrecken ob des theologischen und – drücken wir es genauer aus – des ekklesiologischen Standortes der Verfasser des Schemas.

Überdies erscheint es unmöglich, zumindest aber kaum sinnvoll, eine generelle Aussage für alle drei Weihestufen (Diakon, Priester, Bischof) zu formulieren. So ist der Diakon nicht so sehr zur Leitung (Verwaltung) oder gar zum Herrschen berufen und durch die Weihe bestimmt, sondern zur Erfüllung fundamental kirchlicher oder gemeindlicher Aufgaben. Bei der Umschreibung sowohl des priesterlichen als auch des bischöflichen Amtes ist hingegen die theologische Dimension der Funktion der Stellvertretung des Herrn der Kirche völlig außer acht gelassen worden.

Die Frage, wer die Weihen zu empfangen vermag, wird ebenso wie im CIC (c. 968) wiederum kurz und bündig mit den Eigenschaften männliches Geschlecht und Taufe beantwortet. Die endlich in Gang gekommene, aktuelle theologische Diskussion um die «Weihefähigkeit» der Frau bleibt also unbeachtet. Wäre dem nicht so, hätte man sich mehr Gedanken um eine offenere Formulierung machen müssen (Can. 206 § 1 Schema). Daß lediglich der (getaufte) Mann die Weihen gültig zu empfangen vermag, stößt nicht nur in der heutigen Gesellschaft zunehmend auf Befremden und Unverständnis. Vielmehr wirken die Begründungen, zumal unter Berufung auf die Hl. Schriften sowie die Tradition, insgesamt wenig überzeugend. Erstaunlich ist auch, daß die Kommentare der angesehenen kirchenrechtlichen Autoren zu diesem immerhin zentral verwendeten Theologumenon in aller Regel überraschend dürftig ausfallen. Nach dem Stand der derzeitigen Diskussion um diesen Punkt wird man nun nicht erwarten dürfen, daß gerade diese kirchenrechtliche Kommission einen entscheidenden Schritt nach vorn tut, wohl aber, daß sie eine sorgsamere und angemessenere Formulierung versucht hätte.

Problematisch erscheinen auch die Anschauungen der Kommission zu Sinn und Dauer eines Seminaaraufenthaltes. Im Regelfall sollen Priesteramtskandidaten im Seminar wohnen, Anwärter auf den Ständigen Diakonat gleichfalls, und zwar drei Jahre lang. Vernünftigerweise wird nichts gegen einen zweifelsohne ebenso nützlichen wie verständlichen Aufenthalt in einem Seminar einzuwenden sein. Dennoch sollte man um der freien Persönlichkeitsentfaltung der Priesteramtskandidaten willen den Seminaaraufenthalt zeitlich beschränken. Nach dem Schema bleibt offen, ob etwa bereits Erstsemester als «Aspiranten auf das Priestertum» angesehen werden können und mithin in ein Seminar gehören. Letzteres wäre nach den wenig überzeugenden Ergebnissen mit langjährigem Seminaaraufenthalt wohl kaum wünschenswert.

Ebenso wird man nicht einer vom Schema eröffneten Möglichkeit zustimmen wollen, wonach der Kandidat für den Ständigen Diakonat seine Ausbildung auch bei einem frommen und geeigneten Priester erhalten kann (Can. 211 § 2). Diese Bestimmung mag im Hinblick auf die Schwierigkeiten in weiträumigen Missionsländern eingefügt worden sein. Dennoch erscheint sie geradezu vortridentinisch und deshalb auf Grund entsprechender Erfahrungswerte in der früheren Priestererziehung äußerst fragwürdig.

Neuere päpstliche Anordnungen⁸ über die Leistung des Zölibatsversprechens haben leider, wenn auch verständlich, Eingang in das Schema gefunden. Die Übernahme der Zölibatsverpflichtung hat in Form eines Ritus vor dem Diakonat zu erfolgen; dieses Versprechen ist vor der Priesterweihe zu erneuern (Can. 217). Sicher dürfte es genügen, wenn die Verpflichtung einmal für immer übernommen wird. Jede Inflation und damit innere Aushöhlung solcher Akte mit Rechtscharakter ist von vornherein auszuschließen. Die ungunstigen Erfahrungen mit zahllosen Eidesleistungen, die das kirchliche Recht früher forderte, die heute aber gottlob nur noch auf dem Papier stehen, müßten eigentlich schrecken. Zudem

⁸ Vgl. Knut Wolf, Neue römische Bestimmungen im Weiherecht, in: Orientierung 36/1972, 238–239.

wäre doch wohl einmal endlich ernsthaft zu überlegen, ob man das Zölibatsversprechen nicht mit dem Empfang der Priesterweihe verbindet. Damit wäre zugleich der Schwierigkeit begegnet, daß verwitwete Ständige Diakone nicht mehr heiraten können (Can. 287 § 2 Schema).

Im Schema gibt es manche Unstimmigkeiten. So wird für den Empfang der Priesterweihe ein Mindestalter von 24 Jahren vorgeschrieben, für den unverheirateten Diakon hingegen die Altersgrenze von 25 Jahren (Can. 219). Beim verheirateten Diakon wiederum werden 35 Jahre als untere Grenze genannt, statt gerade hierbei auf eine Bewährung in Familie und Beruf sowie in Kirche und Gesellschaft abzielen.

Auch dieser Entwurf eines neuen Sakramentenrechts enthält höchst überflüssige Bestimmungen, die im Hinblick auf äußerst seltene, ja abnorme Fälle aufgenommen worden sind. So etwa Can. 221⁴, der die Erlaubnis des Papstes für den Fall vorsieht, daß Diakons- und Priesterweihe einem Bewerber am gleichen Tag erteilt werden sollen. Der darauffolgende Canon (222 § 1) erscheint unter einem anderen Gesichtspunkt höchst fragwürdig. Danach sind alle Diakone auf den Versorgungstitel der Teilkirche zu ordinieren, also auch nebenamtlich tätige Ständige Diakone. Es fragt sich doch, ob für diese Berufssparte nicht eine differenziertere Versorgungsregelung gefunden werden müßte. Ein solcher Diakon und seine Familie wären nach der vorgesehenen Regelung im Falle von Arbeitslosigkeit oder Berufsunfähigkeit im «Erstberuf» voll von der Kirche zu versorgen. Immerhin ein Aspekt, der von nicht unerheblicher Bedeutung ist, besonders für die wirtschaftlich weniger gut situierte Kirche in vielen Ländern.

Diese wenigen Beispiele aus dem geplanten Weiherecht, aus zentralen und aus vielleicht eher peripheren Bereichen herangezogen, mögen zeigen, wie wenig ausgegoren das vorgelegte Schema ist. Wenn man zudem in Anrechnung bringt, wie lange der Berg kreißte, um diese Maus zu gebären, ist man ein wenig beklommen. Zum investierten zeitlichen, finanziellen und nicht zuletzt kräftemäßigen Aufwand der Kommissionsmitglieder steht das recht magere inhaltliche (nicht umfangmäßige) Ergebnis ihrer Überlegungen in keiner rechten Beziehung. Letztlich ist es die zwangsläufige Folge von Beratungen am grünen Tisch hinter verschlossenen Türen, nicht Ausdruck einer lebendigen oder gar dynamischen Kirche.

Knut Wolf, München

⁴ Vgl. auch Can. 226 n. 3 (möglicher Fall der Weihe eines Neugetauften) oder Can. 234, eine völlig überflüssige Bestimmung, wonach Bischof oder Ordensoberer vor der Erteilung der Weihe den Kandidaten über die Weihe (und deren Bedeutung) unterrichten soll.

Katholische Hegel-Rezeption heute

In der 2. Nachkriegszeit ist im katholischen Lager ein bemerkenswerter Trend zu beobachten: man will sich in neuer Weise wissenschaftlich (und zum Teil auch praktisch) mit Marx und Hegel auseinandersetzen. Es geht nicht mehr wie früher vorwiegend um Abwehr, Polemik und Apologetik. Man bemüht sich ernsthaft um Verständnis, sorgfältige Interpretation, ja Rezeption der beiden lange aus dem kirchlichen Bereich verbannten Autoren. Man spürte schon längere Zeit (im Unterschied zur ersten Nach- oder Zwischenkriegszeit), daß man mit der Neuscholastik weder in Philosophie noch in Theologie weiterkam. Die Blüte des Neothomismus in den zwanziger und dreißiger Jahren ist vorbei.

In der 2. Nachkriegszeit sind in katholischen Kreisen einige Werke über Marx und Marxismus erschienen, die weltweites Aufsehen erregt haben und zum Teil sogar in Sowjetstaaten gewürdigt wurden. Man denke etwa an die Arbeiten von J. Calvez SJ, G. A. Wetter SJ, die Bemühungen des Dominikanerzentrums «Economie et Humanisme» mit J. R. Lebreton OP und H.-Ch. Desroches OP, J. M. Bochenski OP, von lateinamerikanischen Versuchen («Theologie der Befreiung») ganz zu schweigen. Diese Werke wandten sich vor allem der «praktischen» Philosophie zu und suchten

neue Anregungen und Ansätze für eine Neugestaltung der hergebrachten Soziallehre, der Sozial- und Wirtschaftspolitik zumal im Hinblick auf die Probleme der Dritten Welt und der Entwicklungshilfe.

Auf dem Gebiet der spekulativen Philosophie (und Theologie) wandte man sich nach Heidegger vor allem Hegel zu: man denke u. a. an C. Nink, H. Küng, G. Fessard, H. Ogiermann, L. B. Puntel, F. Ulrich, ferner an die regelmäßige, ausführliche und sehr sorgfältige Hegel-Bibliographie (Walter Kern SJ) in Scholastik/Theologie und Philosophie (jetzt bei Herder).

In die Reihe dieser Bemühungen ist neuerdings die eingehende Studie von J. Heinrichs zur «Phänomenologie des Geistes»¹ zu stellen. Sie ist mehrfach von wissenschaftlich kompetenter Stelle ausgezeichnet worden: Die Bonner Dissertation wurde von beiden Referenten, Prof. Hartmann (jetzt Tübingen) und Prof. Gert Schmidt als «egregie», hervorragend, anerkannt und sogar als Habilitationsschrift qualifiziert, erhielt von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Rheinischen Universität den GEFRUB-Preis 1973 und von der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften einen großzügigen Druckkostenzuschuß.

Hier kann keine Fachbesprechung erfolgen. Eine solche muß Spezialisten und Fachzeitschriften vorbehalten bleiben. Aber es soll doch auf einige Gedankengänge von allgemeinerem und höchst aktuellem Interesse hingewiesen werden.

Wer an den sehr subtilen und sorgfältig ausgearbeiteten, aber auch sehr abstrakten logischen Untersuchungen der ersten hundert Seiten weniger interessiert ist (obwohl diese natürlich für das Gesamtsystem von großer Wichtigkeit sind), der wird sich um so aufmerksamer den konkreteren Darstellungen der übrigen gegen fünfhundert Seiten zuwenden, die von einer staunenswerten Weiträumigkeit, Kraft, Tiefe und Konsequenz des Denkens, der Ideen, der überraschenden Zusammenhänge erfüllt sind, die den Leser immer wieder neu fesseln.

Als (beliebig gewähltes) Beispiel seien die Überlegungen zu «Kraft» und (Natur-)«Gesetz» herausgegriffen (S. 150–162). Wir nehmen (zunächst in den Gegenständen unseres Bewußtseins «Bewußtseinsgestalten») Bewegungen wahr. Gegenstände geraten in Bewegung. Woher kommt das? Wir suchen eine Ursache und schließen unwillkürlich auf eine bewegende Kraft. Die Kraft selbst ist nicht wahrnehmbar, sondern nur ihre Wirkungen, wenn sie sich «äußert» und dadurch «veräußert». Wir merken in manchen Bewegungen ferner gewisse «Regelmäßigkeiten», «Gesetz-mäßigkeiten». Wir beobachten allerdings immer nur Einzelfälle, stellen sie aber (in Gedanken) zu Reihen zusammen, um Regelmäßigkeiten festzustellen. Steine fallen. Es fallen aber auch Blätter, Bäume, Regentropfen. Wie kommen wir dazu, diese doch höchst verschiedenen Bewegungen verschiedenster Dinge «fallen» zu nennen? und eine «Anziehungskraft» der Erde zu postulieren? und ein «Gesetz» zu formulieren? Gesetz ist etwas Gesetztes, letztlich vom Geist Gesetztes.

ORIENTIERUNG *Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz: Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 556.967

Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700
Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheck Roma 1/28545

Abonnementspreise:
Schweiz: Fr. 28.— / Halbjahr Fr. 16.— / Studenten
Fr. 19.—

Deutschland: DM 29.— / Halbjahr DM 16.— / Studenten DM 20.—

Österreich: öS 195.— / Halbjahr öS 120.— / Studenten öS 120.—

Übrige Länder: sFr. 28.— plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr./DM 35.— (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelsexemplar: Fr./DM 1.70 / öS 10.— plus Porto

Ähnlich wie hier von Quantität–Bewegung–Ursache–Kraft–Gesetz schreitet der Gedankengang in logisch-ontologisch unerbittlicher Konsequenz fort zu hochkomplizierten Gebilden wie Gesellschaft, Sittlichkeit, Staat, Kunst, Religion, Geist; subjektiver, objektiver, absoluter Geist, gewiß auch bei Hegel nicht ohne bisweilen gewalttätige oder auch lückenhafte Konsequenz, aber doch in einer bisher nicht überbotenen Folgerichtigkeit, Gründlichkeit und Tiefe.

Zwei generelle Besonderheiten des Hegelschen Denkens seien noch besonders hervorgehoben:

Einmal die tiefe und sehr fruchtbare Ehrfurcht vor dem Tiefsinn der Sprache, insbesondere der deutschen Sprache. Hegel wird nicht müde, diesen Tiefsinn aufzuspielen, zu deuten und für sein System fruchtbar zu machen. Nur wenige Beispiele seien genannt. Was bedeutet: wahr-nehmen, ver-stehen, Ver-stand; be-greifen, Be-griff (besonders charakteristisch für die aus-wählende, zu-greifende, prägende «Arbeit» des Ver-standes!); Ver-nunft; Ur-sache; Be-ding-ung; Wirk-lichkeit (von Wirken, ge- und be-wirkt und zugleich wirk-sam werden: die dynamische Auffassung des Da-seins) usw. Hier wäre noch ein großes Feld für die vergleichende Sprachforschung, die sowohl die Etymologie der einzelnen Worte, wie die Grammatik und Syntax der Sätze jeder einzelnen Sprache, aber auch den Sprachgeist verschiedener Sprachen im Vergleich be-rück-sichtigen würde.

Hegel hat ferner, und das ist wohl seine Hauptleistung, die uralte von Aristoteles herstammende Kategorienlehre dynamisiert und in einen inneren dialektischen Zusammenhang gebracht. Standen bei Aristoteles (und auch noch in der mittelalterlichen Scholastik) die Kategorien wie Raum und Zeit, Qualität und Quantität usw. als Abstraktionen aus der Erfahrungswelt statisch nebeneinander, so hat Hegel in einer gewaltigen und genialen Denkanstrengung diese Kategorien derart miteinander verbunden, daß die eine durch einen logisch-ontologischen Prozeß aus der anderen hervorgeht. Er zeigt, wie notwendig aus der Quantität die Qualität, die Bewegung, die Kraft, die Ursachlichkeit usw., schließlich das Bewußt-sein, das Selbstbewußtsein, das Handeln, die Moralität, die Sittlichkeit, der Staat, der «Geist» in seinen verschiedenen Formen usw. als verschiedene «Bewußtseinsgestalten» und zugleich Wirklichkeiten hervor-geben, hervor-gebracht werden.

Besonderer Beachtung und Betrachtung wert wäre das gedrängte, aber großartige Kapitel über die Religion, die verschiedenen Religionen und ihre umfassende und charakterisierende Systematik bei Hegel wie in diesem Kommentar. Aber diese Betrachtung kann hier nur angedeutet werden. Religion wird als «Erscheinen des absoluten Selbst», die «Welt-wirklichkeit als Er-scheinung Gottes» verstanden. Dabei wird gerade das Wort «Erscheinen» in neuer vielfältiger Bedeutung als «bloßer Schein» (ohne Wirklichkeit) und wirkliche Erscheinung, d. h. als ein Durchscheinen Gottes als des absoluten Selbst tief-sinnig untersucht. Gott selbst ist nicht als unbewegtes-unbewegliches Sein, sondern dynamisch gefaßt, worauf vor einigen Jahren Hans Küng in seinem Buch «Menschwerdung Gottes» nachdrücklich hingewiesen hat.

Das Buch ist keine leichte Lektüre. Wer aber die nötigen Voraussetzungen mitbringt und die «Anstrengung des Gedankens» nicht scheut, wird, selbst wenn er nicht mit allen Schritten der Analyse und Kommentierung mitgehen kann, reichen Gewinn aus dem Studium ziehen. Jakob David

¹ Johannes Heinrichs, *Die Logik der «Phänomenologie des Geistes»*, Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn, 1975. 570 S., DM 65.—.

Zen-Meditationsseminare 1976—1977

Information: DZGG, In der Saalhecke,
D-5108 Monschau